Robert Foltin

Post-Autonomie

Von der Organisationskritik zu neuen Organisationsformen?

unrast transparent
bewegungslehre

UNRAST

Einleitung

Schon in meinem Buch über »autonome Theorien« (vgl. Foltin 2015) war es schwierig, sie abzugrenzen und zu definieren. Die historischen Grundlagen finden sich in den operaistischen Diskussionen der italienischen *Autonomia* der 1970er Jahre und der Theorie, die mit deutlichem Bezug auf die italienischen Debatten in Deutschland um die Zeitschriften *Autonomie. Materialien gegen die Fabrikgesellschaft* und *Autonomie Neue Folge* ausgebreitet wurde. Tatsächlich diskutierte die Szene, die als ›autonom‹ bezeichnet wurde, mehr (vgl. Foltin 2015). Eine einheitliche Position konnte sich nicht entwickeln, weil ›die Autonomen‹ eher ein soziales Feld waren, das sich vor allem durch Aktionismus auszeichnete und nicht durch organisatorische Kontinuität: ein anderes Leben in (ehemals) besetzten Häusern oder sozialen Zentren, politische Projekte wie Infoläden, Veranstaltungsorte, aber auch Theoriegruppen und schließlich kulturelle Zusammenhänge wie die Subkultur des Punk. Schwierig ist eine eindeutige theoretische Positionierung auch für die Postautonomen – oder (Post)Autonomen, um auszudrücken, dass die autonomen Positionen nicht ganz verworfen werden –, auch wenn es hier mehr organisatorische Kontinuitäten gibt.

Zunächst deutet dieses ›post‹ nur so etwas wie das Ende bestimmter Verhältnisse an. Gilt das Diktum von Hegel, dass immer erst über die Ereignisse geschrieben wird, wenn sie vergangen sind (»… die Eule der Minerva beginnt erst mit der einbrechenden Dämmerung ihren Flug«; Hegel: Grundlinien der Philosophie des Rechts. Frankfurt a.M. 1986 (1820), S.28), ist zu erkennen, dass die Zeit der Autonomen ab Mitte der 1990er Jahre abgelaufen sein muss, weil sie in vielen Texten beschrieben werden (vgl. Literaturangaben in Foltin 2015).

Die Vorsilbe ›post‹ wird auch verwendet, wenn das vorige zwar kritisiert wird, wenn versucht wird, sich davon zu entfer-

nen, die Grundsätze aber bleiben: Es gibt keine Postmoderne ohne die Moderne (manche behaupten ja, die Postmoderne sei nichts anderes als eine Moderne).

Ein Beispiel dafür ist der Postoperaismus (ich gehe genauer darauf ein, weil Teile der Postautonomen sich auf diese Theorie beziehen). Der klassische Operaismus geht von einer Interpretation des Marxismus aus, die den Fortschritt des Kapitalismus nicht in seiner eigenen Bewegung erkennt, sondern in den Klassenkämpfen. Erneuerungen und Weiterentwicklungen (»Innovationen«) des Kapitalismus sind immer Antworten auf diese Klassenkämpfe. Wenn die Arbeiter_innen höhere Löhne erstreiten, sehen sich die Unternehmen gezwungen, die Struktur zu ändern, um weiter Profite erzielen zu können. Die Produktivität, also der Ausstoß von Waren in der gleichen oder geringerer Arbeitszeit, wird gesteigert. Die Kapitalist_innen setzen dazu Maschinen ein, rationalisieren (und entlassen Arbeiter_innen) oder verändern die Zusammensetzung der Arbeiter_innenklasse durch die Beschäftigung billigerer Arbeitskräfte wie Kinder, Frauen* oder Migrant_innen.

Der Postoperaismus (vgl. Foltin 2015, S. 15ff) anerkennt das Grundprinzip, dass Widerstand und Kämpfe an erster Stelle stehen, kritisiert aber die Begrenztheit auf eine – damals nur männlich gesehene – Arbeiterklasse. Es ist hingegen die Vielfalt der sozialen Bewegungen, die das herrschende System zu Veränderungen zwingt. Ein Beispiel dafür sind Nichtregierungsorganisationen (NGOs), die inzwischen Teil des institutionellen Systems sind und die repräsentative Demokratie ergänzen, da diese alleine nicht mehr ausreicht zur Einbindung und Zähmung sozialer Bewegungen. Der Operaismus analysierte den Kapitalismus aus dem Blickwinkel der Klassenkämpfe, der Postoperaismus aus dem der Vielfalt sozialer Bewegungen, neben dem Kampf der Arbeiter_innen, dem Feminismus oder Queer-Feminismus, den Aktivitäten von ›Minderheiten‹ und einigem mehr. Deshalb ist das ›revolutionäre Subjekt‹ nicht mehr in einer als einheitlich angenommenen Klasse zu suchen, sondern in der Vielfalt der Individuen,

die unter unterschiedlichen Arbeits- und Lebensbedingungen existieren und kämpfen: die »Multitude« (vgl. unten).

Ebenso gilt, dass mit dem ›post‹ eine Einbeziehung von Diskussionen angedeutet wird, die über moderne Themen hinausreichen und in der Philosophie als »Poststrukturalismus« bezeichnet werden. Der Postanarchismus etwa kritisiert den »Aufklärungsanarchismus«, der noch ein einheitliches »Subjekt« annimmt wie »den Menschen« oder »das Proletariat« (vgl. Foltin 2015, S. 49f).

Diese Vorsilbe ›post‹ bedeutet somit die Aufnahme von Auseinandersetzungen mit poststrukturalistisch beeinflussten Theorien, die ab 1968 in den emanzipatorischen Bewegungen diskutiert wurden: Der Postkolonialismus betrachtet die Ungleichheit zwischen dem globalen Süden und den Metropolen als kapitalistisches und rassistisches Unrechtsregime, aber nicht mehr als Kolonialismus. Die Kritik an der herrschenden Geschlechterordnung durch den Feminismus wird durch queere Diskussionen ergänzt, die die Ausschließlichkeit der zwei Geschlechter ›Frau‹ und ›Mann‹ kritisiert, die Norm der Heterosexualität und schließlich geschlechtliche Identitäten überhaupt infrage stellt. Manches, was ich als »postautonom« bezeichnen werde, wurde, allerdings nicht unter dieser Bezeichnung, bereits von Autonomen diskutiert, manchmal weniger theoretisiert, sondern eher in dem Versuch, es zu leben.

Für die Postautonomen ist die Abgrenzung von den Autonomen hauptsächlich die Kritik an deren Organisationsfeindlichkeit und ihrer Beschränkung auf eine subkulturelle Szene. Die Konsequenzen daraus sind eine Erweiterung in Richtung einer pragmatischen Bündnispolitik und einer stärkeren Wirkung »nach außen«, sowohl was Aktionen betrifft wie auch eine Verbindung gesamtgesellschaftlicher Theorien mit der aktivistischen Praxis oder zumindest dem Versuch dazu.